

## *Zusammenfassung: Germania I und Maxima Sequanorum*

VON VLADIMIR MILOJČIĆ\*

\*Der Autor dieser Zusammenfassung, die den Band XXV der Vorträge und Forschungen beschließt, Professor Dr. Vladimir Milojčić, Ordinarius der Vor- und Frühgeschichte an der Universität Heidelberg, ist am 19. Februar 1978 plötzlich verstorben. Seine Kollegen und Freunde, die ihn in seiner temperamentvollen Art auf der Reichenau-Tagung im Frühjahr 1977 erlebten, werden diesem vielseitigen Gelehrten ein dankbares Andenken bewahren. Was dieser Mann für die europäische Vor- und Frühgeschichtsforschung bedeutete, zeigen der Nachruf von W. Krämer in der *Prähist. Zeitschr.* 53, 1978, 1-6 und der Gedenkvortrag von J. Werner: *Vladimir Milojčić, Lebensweg und Werk* in *Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Klasse, Sonderabh.* 1978, 12-27.

Wenn man nach zweieinhalb Tagen des intensiven und eindringenden Zuhörens vor der Pflicht steht, eine Zusammenfassung des Gehörten, der dabei gewonnenen persönlichen Eindrücke und Belehrungen zu erstellen, wundert man sich zuerst über den eigenen Leichtsin, zugesagt zu haben und es nun tun zu müssen. Als mich andererseits mein Freund J. Werner für die Reichenau aufforderte, eine Zusammenfassung des von ihm, seinen Schülern, Mitarbeitern und Kollegen Vorgetragenen zu erstellen, dachte ich mir, daß er sich des Risikos auch bewußt war, das er sich selbst und den übrigen Teilnehmern dieser Tagung zumutete. Bei den Vorträgen der Kollegen von der Geschichte fällt mir als Fachfremder eine kurze Zusammenfassung leichter.

Immerhin verbrachte ich zehn Jahre im Münchener Institut, und es war für mich einmal wieder eindrucksvoll zu erleben, welche unbändige Schaffenskraft und Arbeitswilligkeit noch immer in München herrschen: Ohne die Persönlichkeit Werners wäre der große Bogen von Vranje bei Ljubljana in Slovenien bis nach Boppard am Mittelrhein nicht zu spannen gewesen. Freilich konnte die imposante Weite des Umfaßten nur streckenweise deutlich werden, da die Zeit für die gleichmäßige Behandlung des nie zu erschöpfenden Themas: »Von der Spätantike zum frühen Mittelalter« flächenmäßig nicht zu bewältigen war und somit »Versuchsfelder« – wie es Werner nannte – ausgewählt werden mußten.

Herr Werner war so freundlich, mir den Text seines Einführungsvortrages vom letzten Herbst zur Verfügung zu stellen; Frau Hildebrandt wiederum war so liebenswürdig, mir die fast vollständigen Kurzfassungen der letztjährigen Referate zugänglich zu machen. Darunter fand ich die Zusammenfassung Herrn Zöllners über die vorige Tagung, die mir Mut gab, doch noch die Erstellung der Zusammenfassung dieser Tagung zu wagen und sie dort anzuschließen, wo er aufhörte. Freilich vermißte ich persönlich bei dieser Tagung die immer wieder lehrreichen, scharfsinnigen Begleitausführungen Herrn Schlesingers, der uns allen hier gefehlt hat. Meine Wünsche gehen zu ihm in der Hoffnung, ihm hier bald wieder begegnen zu dürfen.

Herr Zöllner hat bereits hervorgehoben, daß im letzten Herbst in zwei von vier regionalen »Versuchsfeldern« das Kontinuitätsproblem behandelt wurde. Standen damals Raetia I und Noricum im Mittelpunkt, so wurden dieses Mal die Westschweiz und das Moselgebiet vorgeführt. Freilich mußte bei diesem Bogen der regionalen und punktuellen Versuchsfelder mehr oder weniger vieles in den behandelten Räumen, aber auch insbesondere im Voralpenland und im weiteren Umland ausgespart bleiben, weil – wie es Herr Werner darstellte – nichts wesentlich Neues veröffentlicht wurde oder gar nichts Neues entlang des Donau-Limes, von Budapest bis Ulm, im letzten Jahrzehnt zu verzeichnen ist. Wir bedauern in diesem Zusammenhang sehr, daß die Herren Bóna, Veters, Dannheimer, Petrikovits, Böhner und einige mehr verhindert waren, an der Tagung teilzunehmen. Gewiß ist das von Herrn Werner mit seinen »Versuchsfeldern« eingeschlagene Verfahren legitim, wenn man auch immer wieder gerne erfahren würde, was sich eigentlich im Voralpenland in der Zeit von etwa 450 bis zum Einsetzen der Reihengräberfelder um 530, nach Werner, abspielte. Wir haben allerdings gesehen, daß auch in den Versuchsfeldern dieses Problem nicht mehr überall als umstritten gelten kann und anderswo, wie am Kaiserstuhl oder noch besser in und um Kaiseraugst, die Frage der archäologischen Kontinuität überschaubarer geworden ist. So sollten lokale Entmutigungen uns nicht hindern, weiter zu forschen.

Herr Werner hat Dopsch und Zeiß in einen gewissen Gegensatz zueinander gebracht, die übrigens von Haus aus beide Historiker waren. Der Gegensatz der Ansätze beider ist freilich in der Forschung bis heute unverändert geblieben, und die Parole, getrennt zu marschieren und vereint zu schlagen, ist leichter auszugeben als durchzuhalten. Für einen Historiker, insbesondere wenn er sich an das Motto: »Quod non est in carta, non est in mundo« hält, ist sie gewiß noch immer leichter durchzuhalten als für einen Denkmälerforscher, der seine Befunde und Funde erst finden, dann analysieren und sie schließlich durch die Präsentation zum Sprechen bringen muß. Kümmert er sich nicht um die historisch-literarische Überlieferung und ihre Auswertung durch den Historiker, ist die Gefahr des Abgleitens in das rein Mechanische sehr groß und der Nutzen der Aussage wird zu gering oder die Aussage fällt gar primitiv oder absurd aus. Andererseits ist beim Wissen um die historischen Möglichkeiten für Denkmälerforscher die Verführung zur Anpassung der Denkmäler an das historische Bild unmenschlich hart. Hier wurde ihr in

den letzten Tagen mutig entsagt – oder täusche ich mich angesichts dessen, daß wir Zeugen waren eines vielfältigen Sterbens mancher noch bis gestern gültigen Thesen, nicht zuletzt solcher des Kollegen Werner selbst?

Es wäre von mir gewiß überheblich, mich zu den Vorträgen der Herren Ewig und Heyen kritisch zu äußern, aber eines gewissen Gefühls der Unsicherheit kann man sich angesichts mancher Unstimmigkeit auch innerhalb des eigenen Faches nicht erwehren. Herr Ewig hat in einer so konzentrierten Form den Geschichtsverlauf zwischen Selz und Andernach in der Zeit vom 5. bis zum 7. Jahrhundert gebracht, daß man erst später, bei gedruckter Vorlage, der dankbare Nutznießer dieser vielseitigen Darstellung wird werden können. Beeindruckt hat mich, wie man doch letztlich vom Römischen zum Fränkischen schrittweise hinübergliedert, nachdem die Alamannen zurückgedrängt worden waren. Freilich fragt man sich immer wieder, wo die archäologischen Spuren der angeblich in Massen weit nach Südwesten und Westen ausgreifenden Alamannen im 4. und 5. Jahrhundert geblieben sind? Mit ihrem archäologischen Nachweis steht es allerdings für diese Zeit auch im südwestdeutschen Raum Baden-Württemberg nicht viel besser. Andererseits ist auffällig, daß nach Martin die Alamannen auch in der Schweiz vor 530 nicht richtig zu fassen sind. – Oder ist das in beiden Fällen nur der augenblickliche Stand der archäologischen Erforschung?

Trotz einzelner Kriegszüge der Alamannen, Burgunder, Hunnen, Vandalen und anderer Völker hat man angesichts der geschilderten Entwicklung an der Mosel und am Rhein, zwischen Selz und Bonn, Bodensee und Basel als Zuhörer der historischen Daten und ihrer Interpretationen das Gefühl, als ob hier das Leben trotz allen Anfechtungen eben weiter ging und das Land und die Menschen da waren, um welche die einzelnen Bistümer in all diesen Stürmen sich immer wieder bemühen konnten. Es war unverkennbar, daß Herr Heyen über die Tätigkeit und Wirkung der Trierer Bischöfe z. T. eine erheblich andere Meinung hatte und den Raum am Mittelrhein doch durch Ereignisse stärker betroffen sah als Herr Ewig, wenn er auch an der Weiterexistenz der Siedlungen der einheimischen Romanen nicht im geringsten zweifelte; den Zusammenbruch der kirchlichen Organisation auf Diözesanebene hält Herr Heyen aber dennoch für wahrscheinlich.

Hier scheinen mir die vorbildlichen, glücklichen und wirklich weiterführenden Grabungen von Herrn Eiden in Boppard und Karden ein höchst effektives, neues, eindeutiges Befundmaterial beige-steuert zu haben, wenn auch nicht alles schon jetzt voll aus historischer Sicht zu beurteilen ist. Außer Zweifel steht, daß nach einem Brand in Boppard, an der Stelle des abgebrannten öffentlichen Bades (bei dem ich in einem spätrömischen Kastell, in dem spätestens seit 400 die Zivilbevölkerung mitlebte, ungerne von einer militärischen Anlage sprechen möchte) ein neues öffentliches Gebäude, und zwar diesmal eine große Kirche mit Baptisterium erbaut wurde. Die eigenartige Form des Baptisteriums verbietet es, seine Errichtung vor die des Baptisteriums im Lateran (ca. 440/50), dessen Nachahmung es ist, zu datieren. Damit gelang es Eiden, den unbestreitbaren Beweis zu erbringen, daß das Kastell in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts von einer

christlichen Gemeinde mitbesiedelt war. Ob jedoch der Brand des Bades mit den Ereignissen von 406/7 am Rhein zusammenhängt, müßte noch durch Fundmaterial belegt werden, da es durchaus auch ein ganz alltäglicher Brand gewesen sein kann, an welchen es bekanntlich in den Dörfern und Städten im Altertum und Mittelalter nicht gefehlt hat. Unbestreitbar bleibt angesichts der vielfachen Renovierungen des Estrichbodens auch die Kontinuität des Kirchenplatzes bis in die frühkarolingisch-ottonische Zeit. Gern würde man durch weitere Grabungen im eigentlichen Siedlungsbereich des Kastells stratigraphisch belegte Funde des späten 5., 6. und 7. Jahrhunderts kennen lernen.

Die Grabungen Eidens in Karden scheinen mir mit ihren zwei Gräberfeldern, dem verbrannten Vicus und der fränkischen Kirchen- und Hofneugründung mehr als deutlich die Kontinuität im Sinne Böhnners beispielhaft zu veranschaulichen. Die Kontinuität des alten Gräberfeldes oberhalb des Vicus, entlang eines aufsteigenden Weges, von den römischen Brandgräbern bis in die Merowingerzeit mit der alten Pfarrkirche, sowie die Neuanlage eines fränkisch-merowingischen Friedhofs in den Ruinen des Vicus im frühen 6. Jahrhundert und des vermuteten Gehöfts an der Mündung des Brohlbaches sind ein klassisches Beispiel dafür. Freilich sind auch hier das Gehöft, aber auch die Nachfolge-wohnbauten der Bewohner des verbrannten römischen Vicus noch nicht durch Grabung erfaßt und damit noch vielfach wichtige Fragen zu klären übrig geblieben.

Die mutigen und selbstüberzeugt vorgetragene Ausführungen von Herrn Ament werden gewiß eine genauere Überprüfung der bisherigen Beweisführung für oder gegen Kontinuität in der Belegung von Friedhöfen, vor allem Böhnners, aber auch Aments selbst, veranlassen. Freilich hätte es zum vollen, methodisch einwandfreien Beweis der Neu-Interpretation der Befunde von Mayen, Andernach und vor allem von Ehrang noch des Nachweises der Gräber des 5. und 6. Jahrhunderts an anderen Stellen bedurft, falls die von Herrn Ament behauptete Diskontinuität an den vorgeführten Fundstellen von ihm zu Recht angenommen wurde. Dies schon deswegen, weil Herr Ament selbst an einer wirtschaftlichen und damit an einer Bevölkerungskontinuität gar nicht zweifelt und bei den vorgezeigten Lichtbildern manches Stück des 5. und 6. Jahrhunderts zu sehen war. Da es – nach Ament – außer den merowingischen Gräbern des 7. Jahrhunderts in Ehrang an römischen nicht fehlt, müßten die Gräber des 5. und 6. Jahrhunderts irgendwo anders zu suchen sein, wenn es jene beigabenlosen Gräber, wie Böhner interpretierte, nicht sind. Methodisch äußerst bedenklich erscheint mir der Versuch, mittels der wenigen steingemauerten Gräber mit Beigaben des 7. Jahrhunderts die vielen beigabenlosen Gräber gleicher Bauweise ebenfalls ausschließlich in das 7. Jahrhundert zu datieren, desto mehr, als entgegen der Behauptung Herrn Aments mindestens aus Trier und Köln steingemauerte Gräber des 4. bis 6. Jahrhunderts bekannt sind. Solange der Nachweis, daß die Gräber des 5. und 6. Jahrhunderts in Mayen, Andernach und Ehrang an anderer Stelle lagen, nicht erbracht ist, scheint mir das letzte Wort über die Thesen Böhnners, wie Herr Ament meint, nicht gesprochen zu sein.

In einen erfreulich vielseitigen und ungewöhnlich interessanten Fundplatz verwan-

delte sich durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit der Komplex Gondorf. Die vier aufeinander bezogenen, aber selbständigen Beiträge der Herren Eiden, Werner, Felder und Ewig ließen nicht nur ein interessantes, sondern offensichtlich hochbedeutendes merowingisches Zentrum plastisch vor unsere Augen treten, ein Zentrum, bei dem sich gewiß in Zukunft eine eingehendere und moderne Erforschung lohnen würde. Den schönen Versen des Venantius Fortunatus folgen merkwürdig dürre schriftliche Nachrichten, und nur Herr Ewig gelingt es, durch seine vorzügliche Interpretation daraus doch noch ein bewegtes Bild der einstigen Bedeutung des Ortes zu zeichnen. Die Schilderung der Topographie durch Herrn Eiden machte den Fundreichtum zwischen Kobern und Gondorf deutlich und zugleich verständlich, warum Venantius Fortunatus von diesem Platz so beeindruckt war. Herr Werner gelang es, von einer verschließbaren Reliquiarschnalle ausgehend, überzeugend nachzuweisen, daß ein aus Nordburgund stammender Kleriker sich in Gondorf gegen Ende des 6. Jahrhunderts aufhielt und daß unter künstlerischem Einfluß aus dem gleichen Raum hier große steinerne Chorschrankenplatten für eine bedeutende Kirche, und zwar – wie Herr Werner überzeugend darlegte – in der Zeit um 600 angefertigt worden sind. Es ist ein glücklicher Zufall, daß zur gleichen Zeit es jetzt Herr Felder gelang nachzuweisen, daß Gondorf nur wenige Dezennien später (ca. 620–640) ein merowingischer Münzort war, was die Bedeutung der damaligen Siedlungsstätte nur unterstreicht.

Die glückliche Zusammenstellung der Vorträge dieses ersten Tages beleuchtete mit einzelnen Schlaglichtern die Frage des Übergangs von der Spätantike zum frühen Mittelalter an einigen ausgewählten Punkten, wobei der Beitrag von Herrn Ament zeigte, daß einzelne Forscher meinen, durchaus noch anderer Auffassung sein zu können, ohne dieses m. E. ausreichend zu belegen.

Der zweite Tag führte uns zum Kaiserstuhl und in den Raum südlich des oberen Rheins, zwischen Basel und Bodensee. Hierbei scheint mir Herr Fingerlin sauber und deutlich vorgeführt zu haben, wie an von Natur aus wichtigen Plätzen, wenn man es so sagen will, das linksrheinische Ufer immer wieder auf das rechtsrheinische hinübergrieff, um die kürzeren Verbindungswege zu erschließen. Freilich bedürfen die erst begonnenen systematischen Forschungen noch weiterer Bemühungen, um die These einer Kontinuität, egal wie geartet, zu erhärten. Vorerst ist die Lücke zwischen römischen und möglicherweise spätmerowingischen Befestigungsanlagen doch noch zu groß. Gewiß ist aber durch Herrn Fingerlin geworden, daß diese natürlichen Knotenpunkte ständig genutzt waren und von jeder Herrschaft Beachtung forderten.

Die Ausführungen von Herrn Martin waren ein deutliches Zeugnis dafür, was systematische Forschung im Gelände und an Befunden an eindringlichen Ergebnissen bringen kann. Wir müssen in Kaiseraugst endgültig zur Kenntnis nehmen, daß die dortige Kastellnekropole ununterbrochen von der Spätantike bis ins frühe Mittelalter fast ausnahmslos von Romanen belegt wurde und damit das dortige römische Kastell kontinuierlich bewohnt geblieben ist. Diese Tatsache an sich und die Möglichkeit, auf Grund der

zahlreichen Gräber und ihrer spärlichen Beigaben die Unterschiede zu den germanischen Nekropolen der Umgebung herauszuarbeiten, wird für die Zukunft ein Modell bleiben. Methodisch ist von höchster Wichtigkeit, daß die Gräber des 5. Jahrhunderts wegen des Mangels an jüngeren Kupferprägungen durchaus noch die Kupfermünzen des 4. Jahrhunderts führen. Dies bedeutet auch für manch andere ähnliche Nekropole bei römischen Siedlungen, daß die Gräber mit solchen Münzen auch dort tief ins 5. Jahrhundert reichen können und somit jene oft hervorgehobene »Gräberlücke« des 5. Jahrhunderts bei einer methodischen Auswertung nach der Art von Martin gar nicht existiert zu haben braucht. Von hier aus gesehen wird man die Gräberfelder des Mosel-Gebietes und des Rheinlandes neu überprüfen müssen.

Noch mehr beeindruckte mich, daß offenbar im südlichen Hinterland von Kaiseraugst durch die Namenforschung und durch das Fehlen der typischen germanischen Reihenfriedhöfe so etwas wie eine geschlossene Landschaftskammer mit einheimischer romanischer Bevölkerung weiter zu existieren vermochte und nur um Basel und ab Schaffhausen sich die Germanen mit ihren typischen beigabenreichen Reihenfriedhöfen ab etwa 530 in das Gebiet südlich des Rheins vorzuschieben vermochten. Der Befund erinnert an jenes Modell, das Böhner für den Trier-Mosel-Raum erarbeiten konnte und für den auch die Historiker den Beweis zu erbringen vermochten, daß dort bis ins 11. Jahrhundert romanisch gesprochen wurde, ein Beweis, der für das Kaiseraugster Hinterland allerdings noch aussteht. Schließlich wirft die Datierung dieser wohl alamannisch-fränkischen Erschließung des Landes südlich des Rheins um 530 doch die Frage auf, ob dieser Vorgang nicht auf die Aufgabe dieses Landstriches durch die Ostgoten im Osten (ca. 537) und durch die fränkische Expansion gegen das Burgunderreich (532) zurückzuführen ist. Auch hier ergibt sich die ungemütliche Tatsache, daß von dem so oft angenommenen alamannischen Drang der früheren Jahrhunderte nach Süden und Südwesten so wenig oder gar nichts archäologisch erfaßbar ist.

Der Befund der römischen Villen mit viel späterer Wiederbelegung eines großen Teils derselben – es ist immerhin fast ein Drittel nach Martin – scheint ein echtes archäologisches Problem bei der gegebenen oder vorgetäuschten, meist einhundertfünfzig und mehr Jahre währenden Diskontinuität zu sein. Bei einer Diskontinuität von ein- bis zweihundert Jahren müßten diese Villen, aber auch das umliegende einstige Ackerland, hoffnungslos mit Busch und Wald überdeckt gewesen sein. Wer rodet schon die Ruinenfelder, wenn er am Steinmaterial und an noch stehenden Gebäuderesten kein Interesse hat, da er in Holzbauten und in Wohngruben haust? Waren aber die Ruinen und das Ackerland noch frei, dann ist die Frage erlaubt, wer es vom Busch frei hielt und ob es nicht vielleicht die romanischen Altbesitzer waren, die sich in geregelten Zeiten wieder z. B. aus den Kastellen wie Kaiseraugst aufs Land wagten? Es wäre vielleicht lohnend, die Funde und Befunde aus diesen wiederbesiedelten Villen und den dabeiliegenden Gräberfeldern daraufhin zu überprüfen, ob sie mehr mit den normalen germanischen Reihenfriedhöfen oder mit jenen der Kastelle wie Kaiseraugst übereinstimmen.

In jedem Fall bekommen wir mit den Forschungen von Herrn Martin ein völlig neues Bild der Merowingerzeit in der Nordwestschweiz vorgeführt, das sich grundlegend von älteren Vorstellungen unterscheidet. Paradoxerweise haben wir jetzt in der Nordschweiz archäologisch mit erheblicher partieller Kontinuität des Romanentums zu rechnen, in einem Gebiet also, wo sie historisch nicht belegbar ist, während sie im Trier-Koblenzer-Raum, wo sie historisch faßbar ist, laut der von Herrn Ament angewendeten Arbeitsmethode und seinen Ergebnissen archäologisch nicht bewiesen werden kann. Gewiß ein Problem für jeden Frühgeschichtler, oder eine Fehlinterpretation des einen oder des anderen Forschers?

Schon Hans Zeiß sah sich in seiner bekannten Untersuchung von 1938 berechtigt, die Ansicht aufzugeben, daß die Gräberfelder des 6. und 7. Jahrhunderts im Südwesten des heutigen deutschen Sprachraums den Burgundern zuzuweisen seien. Herr Martin war dieser Auffassung gefolgt. So bedeutete der Vortrag von Herrn Werner keine Umwandlung des bisherigen Interpretationsbildes, sondern dessen Absicherung durch eine Neuinterpretation der gegossenen bronzenen Schnallentypen des 6. und der eisernen rechteckigen Gürtelbeschläge des 7. Jahrhunderts des fränkischen Reichsteils Nordburgund mittels der darauf befindlichen lateinischen Inschriften und christlichen Symbole. Die Thesen, daß die Masse der Bronzeschnallen des 6. Jahrhunderts in Nordburgund von unfreien *fabri aerarü* zum öffentlichen Verkauf hergestellt wurden, während die Reliquiar-Schnallen für Klerikergürtel wohl in Klöstern selbst produziert wurden, sind gewiß einleuchtend. Erstaunlich aber ist, wie zahlreich lateinische Inschriften auf ihnen vorkommen, die für uns lesbar und verständlich sind. Dies dürfte trotz aller orthographischer Fehler gegen ein Analphabetentum in jener Zeit sprechen. Die Gegenüberstellung dieser gegossenen Bronzeschnallen mit den späteren grundsätzlich verwandten tauschierten Eisenschnallen des 7. Jahrhunderts von der gleichen Verbreitung ergibt nach Werner, daß auch diese nicht von germanischen Burgundern, sondern von einheimischen Romanen angefertigt und getragen wurden. Freilich werden sich hier noch Auswirkungen auf das Verständnis der Ornamentik dieser Schnallen ergeben, die bisher als germanischer Tierstil interpretiert worden ist. Es soll auch nicht vergessen werden, daß auf einer Reihe von im östlichen Alamannien gefundenen Gürtelgarnituren des 7. Jahrhunderts mit der üblichen Tierstil-Verzierung lateinische Bibelzitate vorkommen. Soll sich auch hier, so weit im Norden, ein bisher unbekannter Rest des Romanentums entlang der Iller bis ins Ries gehalten haben? Oder sind diese Gürtelgarnituren »Import« aus dem langobardischen Italien? Gewiß ist, daß durch Werners Neuinterpretation manches in Bewegung geraten ist.

In diesem Zusammenhang überrascht auch nicht der Vortrag von Herrn Moysse über Nordburgund, insbesondere über die Diözese Besançon, der in der These gipfelte, daß trotz der vier germanischen Wellen sich aus der Sicht der historischen Quellen im Jura die einheimische romanische Bevölkerung weitgehend zu halten vermochte, wenn auch die früheren politischen und kulturellen Beziehungen zum Süden später zugunsten jener

nach Norden aufgegeben wurden. Es war dabei aufschlußreich zu erfahren, welche große Rolle die Klöster bei dem Zustandekommen einer »richtigen« römisch-katholischen, kirchlichen Gesinnung spielten und wie sie mittels der lateinisch vorangetriebenen Kulturarbeit zur völligen Romanisierung des Raumes beigetragen haben.

Kommt man am Schluß der Zusammenfassung wieder zurück zu Herrn Werners Einführungsvortrag, so ist es ihm zusammen mit seinen Schülern und Mitarbeitern gewiß gelungen, eine eindrucksvolle Präsentation der neuen, gelegentlich umstürzenden Thesen in exemplarischen Fällen vorzuführen. Freilich bin ich mir nicht sicher, ob sie eine Peregrinatio von Ort zu Ort, wie sie seinerzeit Dopsch versucht hat, überflüssig machen. Gewiß ist der lokale Forschungsstand außerordentlich uneinheitlich, aber nicht zuletzt durch Herrn Werner und seine Schüler, die die Reihengräberfelder in Süddeutschland weitgehend aufgearbeitet haben, ist er heute ein ganz anderer, viel breiter und zuverlässiger. Ganz abgesehen davon werden die hier vorgeführten Exempla sich gewiß als Vorbilder erweisen und die laufende lokale Forschung dazu anregen, entsprechend vorzugehen. Insofern wäre es zu wünschen, daß die Vorträge beider Tagungen möglichst bald gedruckt vorliegen, um sie einer methodischen, fachlichen Überprüfung unterziehen zu können, so daß ihre Benützung und weitere Auswertung dann uneingeschränkt erfolgen kann.